

Henryk Sienkiewicz

Autor(en): **Ermatinger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **27 (1925)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HENRYK SIENKIEWICZ¹⁾

Polen, das noch zu Beginn des 30jährigen Krieges ein Gebiet von gegen einer Million Quadratkilometer umfasste, also größer war als Deutschland mit Einschluss von Österreich, Böhmen und Ungarn, und etwa 15 Millionen Einwohner zählte, fiel, geschwächt durch furchtbare Bürgerkriege — es war seit 1572 ein Wahlkönigreich — Ende des 18. Jahrhunderts der Machtgier seiner Nachbarn Österreich, Russland und Preußen zum Opfer. In drei Etappen, 1773, 1793 und 1795, wurde das unglückliche Land unter sie aufgeteilt. Die kurz aufflackernde Hoffnung auf Befreiung durch Napoleon I. erwies sich als Irrlicht. Wohl gab es auch nach dem Wiener Kongress ein Königreich Polen mit gewissen nationalen Rechten, aber nur unter russischer Hoheit, und Russland war bestrebt, Polen immer enger in den Körper des russischen Reiches einzugliedern. Den Unabhängigkeitsdrang stärkte die Unterdrückung. Die ersten zwei Drittel des 19. Jahrhunderts sind *eine* Kette von Versuchen, die Freiheit zurückzugewinnen, reich an Heldenmut und Opfersinn, aber mit unzulänglichen inneren und äußeren Mitteln gegen übermächtige Herren unternommen und so von vorneherein zum Scheitern verdammt. Der größte Kampf spielte sich, im Anschluss an die französische Julirevolution, 1830 und 1831 ab. Weitere Aufstände folgten 1848 und 1863/64. In dem ganzen freiheitlich gesinnten Europa weckten diese Kämpfe stärkstes Mitgefühl und lebendigste Anteilnahme. Deutsche Dichter, wie Platen und Lenau, feierten in den dreißiger Jahren den Heldenmut der Polen und beklagten ihren Fall. Noch weit in unsere Zeit herein ergriff alle Herzen Julius Mosens packendes Gedicht *Die letzten Zehn vom vierten Regiment*, worin die Vernichtung des 4. Infanterieregiments in der polnischen Niederlage bei Ostrolenka am 26. Mai 1831 eine Darstellung von düsterer Rhetorik gefunden hat:

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland

¹⁾ Rede, gesprochen am 29. Oktober 1924 bei der Feier, die das polnische Komitee bei Anlaß der Überführung von Sienkiewicz's Leiche von Vevey nach Warschau in der Zürcher Universität veranstaltete.

Mit düstrem Schweigen, gramumwölkten Blicken.
Ein „Wer da?“ schallt; sie stehen festgebannt,
Und einer spricht: „Vom Vaterland getrennt
Die letzten Zehn vom vierten Regiment“!

Auch die Schweiz überströmten damals die Scharen der unglücklichen Flüchtlinge. Auf unserer Kyburg lebte von 1835 an Graf Sobansky, und es wird überliefert, dass ein schwindelhafter Gast dieses Edelmannes Gottfried Keller zu der Gestalt des Schneiders Strapinski in seiner Novelle *Kleider machen Leute* angeregt habe. 1863 wirkte Keller selber bedeutsam in dem Komitee, das sich in Zürich zur Unterstützung der polnischen Flüchtlinge gebildet hatte.

In der Erinnerung an die ruhmvolle Macht des alten Polen, aber auch in lebendiger Anteilnahme an dem Unglück des Vaterlandes und den vergeblichen Kämpfen um die alte Freiheit wuchs Henryk Sienkiewicz auf. Die Folgen des misslungenen Aufstandes 1863/64 schnitten tief in sein persönliches Schicksal ein. Am 4. Mai 1846 in Wola Okrzejska östlich von Warschau geboren, besucht er zur Zeit des Aufstandes in Warschau das Gymnasium und zieht 1866 als Student an die historisch-philologische Fakultät der Warschauer Universität. Drei Jahre darauf schließt die russische Regierung die polnische Universität und Sienkiewicz ist gezwungen, seine Studien an der russischen Hochschule in Warschau zu beendigen. Das war 1870. Im gleichen Jahre lässt er sich als Journalist und Schriftsteller in Warschau nieder, ist Redaktor an der *Polnischen Zeitung*, schreibt Bücherbesprechungen und Theaterkritiken, greift aber auch fördernd in die Erörterung sozialpolitischer und wirtschaftlicher Fragen ein.

Zu gleicher Zeit tritt er auch als Dichter hervor. Erzählungen wie *Der alte Diener*, *Die schöne Hania*, die an seine Jugendzeit auf dem Lande anknüpfen, bringen ihm Ansehen im Kreise seiner Landsleute. Bedeutsam für seine weitere Entwicklung aber ist nun die Reise nach Amerika und durch Europa (1876—79). Er durchquert Amerika von New York nach San Francisco, weilt längere Zeit in Kalifornien, lernt die Verhältnisse der zahlreichen polnischen Auswanderer kennen, bereichert seine Lebenserfahrung, füllt seine Phantasie mit Bildern exotischer Natur, schärft

und vertieft aber auch aus der Entfernung sein Urteil über die heimischen Verhältnisse. Die Rückfahrt führt über Paris, Rom und Venedig. Reisebriefe und farbenprächtige Novellen sind die Frucht der Reise, z. B. *Durch die Steppen*, *Der Leuchtturmwächter*, *Ums Brot*, *Orso*.

Sind schon diese Werke, zum Teil auf der Reise geschrieben, ein Erzeugnis der Sehnsucht nach der fernen Heimat, so stärkt nach der Rückkehr sein Patriotismus sein Schaffen vollends und schenkt ihm größeren Stoffumfang, gedankliche Vertiefung und leidenschaftlichere Glut. Zielbewusst arbeitet er, unter den Augen der russischen Zensur, an der innern Erneuerung und Kräftigung des Polentums. Die Erzählung *Bartek der Sieger* stellt die Tragik des zerrissenen polnischen Volkes in schneidendste Beleuchtung. Ein polnischer Bauer kämpft 1870 als Soldat im preußischen Heere mit Landsleuten, die als Freiwillige in der französischen Armee stehen. Der Dichter greift in die kampf- und ruhmreiche Vergangenheit Polens zurück und veröffentlicht von 1884—88 eine Trilogie geschichtlicher Romane, *Mit Feuer und Schwert*, *Die Sündflut* und *Herr Wolodyjowski*.

Eine neue Reiseperiode, nach dem Tode seiner Frau, schließt sich an diese bedeutendste Schaffenszeit. Er geht nach Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland und Afrika. Diese Reisen bringen Sienkiewicz einerseits in engere Fühlung mit der zeitgenössischen westeuropäischen, im besonderen der französischen Literatur. Er versucht sich im realistisch-psychologischen Zeitgemälde und schreibt zwei Romane aus dem Leben der polnischen Gesellschaft der Gegenwart, *Ohne Dogma* und die *Familie Polaniecki* (1889 und 1894). Andererseits befruchtet der Aufenthalt in den klassischen Ländern seine Phantasie und bereichert sein kulturgeschichtliches Wissen: 1896 erscheint sein berühmtestes Werk *Quo vadis?* Weitere Romane aus der polnischen Geschichte schließen sich an, so die *Kreuzritter*, in denen die Kämpfe zwischen Polen und dem Orden der Deutschritter dargestellt sind. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ist Sienkiewicz öfter als polnischer Agitator hervorgetreten, so kämpfte er 1908 gegen Preußen wegen des preußischen Enteignungsgesetzes und gegen Russland, als dieses die polnischen Schulen in Russisch-Polen russifizieren wollte. Am 15. November 1916 starb er in Vevey.

Noch ein Jahr vorher hatte er mit Paderewski und dem Advokaten Osuchowski ein Hilfskomitee für Polen gegründet. Die Unabhängigkeit seiner geliebten Heimat hat er nicht mehr erlebt.

In einer seiner schönsten Novellen, dem *Leuchtturmwächter*, erzählt Sienkiewicz das Schicksal eines tapfern Polen, der 1849 sein Vaterland verlassen und sich seither in der ganzen Welt und in allen Kriegen umgetrieben hat. Nun meldet er sich, als Siebzigjähriger, bei dem amerikanischen Konsul in Panama für die Stelle eines Leuchtturmwächters in Aspinwall.

« Wo seid Ihr her? » fragt ihn der Konsul.

« Ich bin ein Pole. »

« Was habt Ihr bisher getrieben? »

« Ich trieb mich herum in der Welt. »

« Der Leuchtturmwächter muss an *einem* Ort bleiben. »

« Ich bedarf der Ruhe. »

« Wart Ihr jemals in einem Dienste? Habt Ihr Zeugnisse etwa für ehrlich geleistete Staatsdienste? »

Der alte Mann zog aus dem Futter seines Rockes einen alten, verschossenen Fetzen von Seide, den Resten einer alten Fahne ähnlich, hervor, rollte ihn auf und sagte:

« Hier sind meine Zeugnisse. Dieses Kreuz erhielt ich im Jahre dreißig. Das zweite ist ein spanisches aus dem Karlistenkriege, das dritte ist die französische Ehrenlegion; das vierte erwarb ich in Ungarn. Dann habe ich auch im nordamerikanischen Kriege gegen die Südstaaten gekämpft, aber dort werden keine Orden verliehen, daher hier dies Dokument. »

Der Konsul liest es:

« Zwei Fahnen eigenhändig während des Bajonettangriffes erobert. — Ihr wart ein tapferer Soldat! »

« Ich werde auch ein gewissenhafter Leuchtturmwächter sein. »

« Der Wächter muss täglich einigemal den Turm besteigen. Habt Ihr auch gesunde Beine? »

« Ich habe die Steppen durchmessen. »

« All right! Seid Ihr auch mit dem Seedienst vertraut? »

« Ich diente drei Jahre auf einem Wallfischboot. »

« Ihr habt Euch schon in allerlei versucht. »

« Nur die Ruhe konnte ich nirgends finden. »

« Weshalb denn? »

« Bei solch einem Schicksal! »

Der Konsul gibt dem müden Mann, der sich nach Ruhe sehnt, den Posten. Der Wächter versieht seine Pflicht gewissenhaft, genießt daneben die Ruhe und lässt sich von seinen Erinnerungen umbranden, wie der Turm, auf dem er dient, von den Wellen des Meeres. Er denkt an seine Kämpfe und Niederlagen. In all seinen Enttäuschungen hat er die wundersame Eigenschaft bewahrt, immer wieder « voll Zuversicht zu sein und die Hoffnung nicht zu verlieren, dass sich alles noch glücklich gestalten werde. » Nur von Zeit zu Zeit, wenn er die Schwalben fliegen sah, hat ihn das schrecklichste Heimweh befallen, und dann dachte der ewig Heimatlose, es gebe nichts Teureres als einen stillen Winkel, wo er ausruhen und friedlich das Ende erwarten könne.

Und nun sitzt er auf seinem Turm, ist zufrieden und wartet auf sein Ende.

Aber plötzlich wacht er auf. Ein Paket mit polnischen Büchern wird ihm zugesandt. Er liest darin und stößt auf die Worte eines Dichters:

« Litauen, mein Vaterland, du gleichest der Gesundheit! Wie hoch dein Wert zu preisen, weiß nur der, der dich verloren. Jetzt erschau' ich in voller Pracht deine Schönheit und schildere sie, denn dir gehört mein Sehnen! — Heilige Jungfrau, o führ' uns zurück durch ein Wunder in den Schoß des Vaterlandes! »

Und wie der Greis auf seinem einsamen Leuchtturm diese Worte liest, da stößt er einen gewaltigen Schrei aus, und wirft sich auf die Erde und weint und bittet durch sein Weinen die geliebte Heimat, die er vierzig Jahre lang nicht gesehen hat, um Verzeihung, dass er, von ihr entfernt und gealtert, so sehr mit seinem Felsen verwachsen ist, dass er sie fast vergessen und dass schon die Sehnsucht in seinem Innern zu erlöschen begann.

Aber nun ist ihr Bild mächtig vor ihm aufgestiegen. Er sieht das Land seiner Jugend mit den Augen des Geistes wieder: die fernen ausgedehnten Felder, die Wiesen, die Wälder, die Dörfer. Es wird Nacht; die Laterne auf dem Turm sollte längst angezündet sein. Er aber weilt in der Heimat. Sein Elternhaus kann er nicht mehr sehen; das hat der Krieg verbrannt. Aber das Dorf sieht er, die Tanne, die Mühle, die zwei Teiche, wo die Frösche die ganze Nacht durch quakten . . .

Auf einmal steht der Hafengewächter vor ihm, der ihn fragt, ob er krank sei:

« Ihr habt die Leuchte nicht angezündet. Ein Schiff ist gestrandet. »

Er verliert seinen Posten; wieder treibt es ihn, wie der Wind ein Blatt mit sich fort reißt, ruhelos über Länder und Meere. Alles hat er verloren. Aber das Buch mit der Schilderung der Heimat hält er fest an seiner Brust. —

Darf man in der Gestalt dieses rauhen und innerlich so zartfühlenden Mannes nicht das ergreifende Symbol dessen sehen, was Polen Sienkiewicz selber bedeutete? Die Liebe zu dem einst mächtigen, nun so unglücklichen Vaterlande wirkt bei Sienkiewicz als der lebendige Mittelpunkt seiner Persönlichkeit, sie ist die Wurzel, die sein Schaffen trägt und nährt.

Auf dem Lande war er aufgewachsen. Die Landschaft Polens, die Sitten und Gebräuche der polnischen Landbevölkerung, das patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienern und Bauern bildeten den wichtigsten Vorstellungsinhalt des Heranwachsenden. Kriegserinnerungen des Vaters, eines ehemaligen Offiziers der polnischen Armee, die Lektüre von polnischen Dichtern und Geschichtswerken erfüllten seine Phantasie.

Als er in den sechziger Jahren in Warschau studierte, drang die ganze geistig-soziale Bewegung des Jahrhunderts in seine Seele ein. Es war die Zeit der leidenschaftlichen Auseinandersetzung der materialistischen Weltanschauung mit dem Christentum und dem philosophischen Idealismus. Von 1839 an verkündete der Franzose August Comte sein System des Positivismus, setzt die rein wissenschaftliche Betrachtung des Lebens an die Stelle des religiösen Glaubens und zerzt, was im nebelhaft dunkeln Verließ der Seele schlummerte, ins Tageslicht der verstandesmäßigen Aufklärung hervor. Die kulturhistorische Entwicklung der Menschheit läuft für ihn immer wieder in den gleichen drei Perioden ab. Erst sucht die Phantasie des Urvolkes die Frage nach dem Warum? des Geschehens mit der Annahme von Göttern oder göttlichen Wesen zu beantworten: der Jehovah des Judentums, der Gott des Christentums, die Götter der Griechen und der Fetisch eines Wilden stehen

grundsätzlich auf der gleichen Linie. Das ist die theologische Stufe. Dann packt der philosophierende Verstand die Frage an und beantwortet sie durch die Vorstellung von Naturkräften. Das ist die metaphysische Stufe. Endlich setzt die wissenschaftliche Forschung ein, lässt die Frage nach dem Warum? als eine unwissenschaftliche fallen, begnügt sich mit der Beobachtung und der Berechnung und leitet aus der durch Rechnung erhärteten Regelmäßigkeit der beobachteten Tatsachen das Gesetz ab, das durch eine Formel ausgedrückt wird. So sind die christlichen Ideen Gott, Unsterblichkeit usw. als die veralteten Erfindungen einer kindlich-primitiven Volksphantasie abgetan und an ihre Stelle sind die Begriffe der «exakten» Naturwissenschaft gesetzt.

In dieser Richtung bewegten sich oder wurden aufgefasst die Werke von Thomas Buckle, Charles Darwin und Ludwig Büchner. Der Engländer Buckle leitet in seiner 1857 erschienenen Geschichte der Zivilisation in England die Entwicklung der Kultur aus den materiellen Bedingungen der Natur eines Landes her, die er mit der wissenschaftlichen Methode der Statistik systematisch untersucht. Darwin stellt die Anpassung vererbter Eigenschaften und die natürliche Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein als die bestimmenden Gesetze in der organischen Bildung der Arten auf, und Büchner, in seinem 1855 zuerst erschienenen Buche *Kraft und Stoff*, klittert aus diesen und andern Vorstellungen den Rohbau eines voreiligen und grobgefügtten Materialismus zusammen: Leben ist Stoff, in dem chemisch-physikalische Kräfte gesetzmäßig wirken; Seele Gehirnfunktion; Gedanke Nervensekret; Sittlichkeit das natürliche Produkt des menschlichen Gesellschaftslebens.

Das sind die Ideen des jungen Materialismus, die auch das Denken von Sienkiewicz durchdrangen. Er gibt sich ihnen hin. Er diskutiert sie in Aufsätzen, die in dem Organ der polnischen Positivisten, der *Wochenrundschau*, erschienen. Und doch, all das wirkt sich bei ihm anders aus als etwa bei französischen oder deutschen Materialisten der Zeit. Sein Positivismus drapiert sich mit den nationalen Farben Polens und wird ein Werkzeug für die Befreiung des Vaterlandes. Die Hoffnung auf eine Wiederherstellung der Unabhängigkeit Polens durch eine kriege-

rische Unternehmung hatte sich in den Niederlagen von 1830/31, 1848 und 1863/64 als eitel erwiesen. Eine gewisse Ernüchterung, das Symptom der realistischen Zeit, trat ein nach den romantischen Heldenkämpfen der früheren Jahrzehnte. Wo die offene Gewalt erfolglos geblieben war, und bleiben musste, sollte nun die kulturelle Arbeit, die Gesundung des wirtschaftlichen Lebens, die Mehrung des Wohlstandes durch industrielle Gründungen, die soziale Fürsorge, die Aufklärung und Bildung des Volkes ein neues Polen begründen, und so von innen heraus, geistig-wirtschaftlich, die Vorbedingungen schaffen für die künftige Wiedergeburt der politischen Selbständigkeit. Diesen Aufgaben diente die journalistische Tätigkeit von Sienkiewicz zu einem guten Teil: er regt in Zeitungsartikeln die Gründung von Konsumgenossenschaften, die Errichtung von Banken, von Feuerwehren, Alterssasylen und Waisenhäusern an; fordert die Urbarmachung von versumpften Ländereien durch die Regulierung von Flussläufen, kurz er macht die Ideen des Materialismus der Frage der Erneuerung Polens dienstbar, ohne dass die Weltanschauung des Positivismus sein Bekenntnis zum katholischen Christentum ernsthaft zu erschüttern vermochte.

Durch den glühenden Patriotismus sind auch dem Dichter die Probleme und Stoffe gegeben.

Jeder, der den Namen Sienkiewicz hört, denkt an seinen berühmtesten Roman *Quo vadis?*, jenes glänzende und anschauliche Gemälde römischer Überkultur und Entartung im Zeitalter des Nero in ihrer Auseinandersetzung mit den sittlich-religiösen Kräften des jungen Christentums. Lassen Sie mich daher zuerst von den historisch-heroischen Romanen des Dichters sprechen, die ja auch, dem Umfange nach, in seinem Schaffen den breitesten Raum einnehmen.

Man fragt sich, was den Polen Sienkiewicz zum historischen Roman hindrängte ausgesprochen in einer Zeit, wo in Deutschland und Frankreich, in Skandinavien und Russland, also in den damals maßgebenden europäischen Literaturen, sich eine spürbare und oft ausgesprochene grundsätzliche Abwendung von der historischen Dichtung geltend machte (sie ist zeitpsychologisch in der materialistischen Weltanschauung begründet), wo man überall leidenschaftlich sich darauf beschränkte, das indi-

viduelle und soziale Leben von Gegenwartsmenschen psychologisch zu deuten und darzustellen — also in der Epoche der G. Keller und Th. Fontane, der Goncourts und Maupassant, der Ibsen, Strindberg und Jacobsen, der Dostojewski und Tolstoi.

Die Antwort ist auch hier durch das Vorhergehende gegeben. In seinem Roman *Ohne Dogma* spricht der Held von der « Improductivité slave ». « Auf uns alle, » sagte er, « lässt sie sich anwenden, denn wir alle kranken an der Unfähigkeit, unsere geistigen Gaben bis ins Kleinste zu verwerten. Man kann wohl sagen, dass uns Gott zwar mit Bogen und Pfeil versehen hat, dass er uns aber dabei nicht die Fähigkeit verlieh, den Bogen zu spannen, den Pfeil abzuschießen. » Ist nicht auch bei Sienkiewicz die Erkenntnis der Schwäche der Anfang ihrer Überwindung? Seine Vaterlandsliebe zeitigt den politisch-kriegerischen Selbstbehauptungsdrang und dieser das glühende und sehnüchtige Bewusstsein der polnischen Heldenzeit, das sich in der Wirklichkeit nicht in lebendige Taten umzusetzen vermag und das sich so vorerst auf den papiernen Blättern von Romanen ausleben muss. So schreibt Sienkiewicz seine Trilogie von Romanen aus der polnischen Geschichte: *Mit Feuer und Schwert*; *Die Sündflut*; *Herr Wolodyjowski*. Sie überborden von Heldentum, Staatsaktionen und kriegerischen Taten. Der bedeutendste von ihnen, *Mit Feuer und Schwert*, stellt den Aufstand des Kosakenführers Chmielnicki gegen die polnische Republik in der Mitte des 17. Jahrhunderts dar und lässt die Romanhandlung enden mit dem glänzenden Siege des Fürsten Jeremias Wischniowiecki über den Rebellen und die mit ihm verbündeten Tataren. Bewundernswert, wie der Dichter das fast unübersehbare Völkergewimmel überschaut, gliedert und in Bewegung setzt. Ohne ein Schaufenster voll archäologischer und antiquarischer Gelehrsamkeit, ohne ethnographische Exkurse, und doch mit genauer Kenntnis von Zeit, Landschaft und Bevölkerung, mit erstaunlicher Kraft der Intuition, lässt er die verwickelten Ereignisse vor uns erstehen und sich abrollen, mit einer Lebendigkeit und Selbstverständlichkeit, als ob es sich um vertraute Geschehnisse und Menschen der Gegenwart handelte. Und was für eine Bunttheit von Gestalten und Motiven: höfische Kavaliere und blutdürstige Steppenbewohner, heldenhafte Krieger und schöne

Frauen. Hofleben entfaltet sich vor uns; wir tun schauernde Blicke in das wüste Lagerleben der rohen Kosaken, in den Aberglauben der Bauern, in die entsetzliche Grausamkeit der Kriegführung hüben und drüben. Nicht minder bewundernswert, wie das rein menschliche Erleben die kriegerisch-politische Aktion durchflieht, dem kriegerischen Geschehen einen seelischen Inhalt gibt und so unsere Spannung rege erhält, die sonst an dem Übermaß der äußern Handlung sich ermüden würde: Der eigentliche Held des Romanes, ein tapferer Offizier Wischniowieckis, Skrzetuski, hat um seine Geliebte zu kämpfen gegen einen wilden und rohen Nebenbuhler, der auf Seite der Kosaken kämpft, und er gewinnt ihm den Sieg ab.

So wiederholt sich symbolhaft in dem rein menschlichen Konflikt der große Kampf der Völker. Polen, um dessen Ehre und Größe gekämpft wird, ist die Geliebte, für die Skrzetuski sein Leben einsetzt, ihre Eroberung verheißt uns den Sieg der Sache Polens. Denn das ist die Idee, die die ganze bunte und vielgestaltete Welt dieses Romanes zusammenhält: Der Kampf für die Ehre und Größe der Heimat. Darum hat *Feuer und Schwert*, als es erschien, in Polen einen unbeschreiblichen Sturm der Begeisterung hervorgerufen. Man fasste die glänzende Darstellung vergangenen Heldentums und den tapfern Kampf gegen feindliche Mächte des 17. Jahrhunderts auf als eine Prophetie auf künftige Heldentaten, und die russische Zensur, die durch den anscheinend harmlosen historischen Roman überrumpelt worden war, verbot wenigstens für die Zukunft dem Dichter, wieder einen solchen Stoff zu wählen.

Freilich, eine Gefahr bergen derartige Werke für den Künstler: die Berausung am äußeren und äußerlichen Glanz des Stoffes, an der Fülle der Gestalten, an der brennenden Buntheit des Kolorits, der atemlosen Spannung der Intrige, dem wissenschaftlich Lehrreichen der Kulturhistorie, wogegen dann die seelische Tiefe und Wahrheit der Menschen zu leiden hat. Sienkiewicz ist dieser Gefahr nicht immer entgangen, vor allem in *Quo vadis?* nicht. Um die Menschen vor 1000 oder 2000 Jahren unserm heutigen Empfinden anzunähern oder vielmehr einen Bogen zu schlagen über den Ozean der Jahrtausende, muss der Schriftsteller das seelische Leben so vereinfachen und verallge-

meinern, dass die Konflikte, die dargestellt werden, ins Konventionelle heruntertauchen und die Menschen Reiz und Spannung des Individuellen verlieren.

Etwas Ähnliches scheint mir, ist über eine zweite Gruppe der Werke von Sienkiewicz zu sagen: über die Schilderungen aus Amerika. Glänzend ist hier die Kraft, mit der etwa in der Erzählung *Durch die Steppen* die Gefahren und Abenteuer eines von einem tapfern Polen geführten Zuges von Auswanderern durch Urwald und Einöde geschildert sind. Die farbenreichsten Darstellungen eines Meisters exotischen Lebens, Sealsfields, sind hier erreicht, ja überboten. Aber die Primitivität der Natur- und Lebenszustände erzeugt auch eine Einfachheit und Geradlinigkeit des seelischen Lebens, die auf die Dauer nur den stofflichen Phantasiehunger der an Indianergeschichten sich erbauenden Jugend stillt, die Ansprüche des literarischen Lesers aber nicht zu befriedigen vermag. —

« Was noch alles in euch liegt, » lässt Sienkiewicz einmal einen erfolgreichen polnischen Dichter zu einem Landsmann sagen, « das weiß ich nicht, das weiß ich aber, dass nirgends in der Welt ein derartiger Kontrast in der Kultur der verschiedenen Gesellschaftsschichten herrscht wie hier. Auf der einen Seite aufblühende oder vielleicht auch verblühende Kultur, auf der andern Seite absolute Barbarei und Unwissenheit. »

Man denkt an dieses Wort, wenn der Schilderer kriegerischer Roheit und heldischer Tapferkeit auf einmal als moderner Psycholog und Darsteller mondänen Gesellschaftslebens vor uns auftritt in seinen Romanen *Ohne Dogma* und *Die Familie Polaniecki*. Hier stellt er sich neben Franzosen wie Balzac und Flaubert, neben Russen wie Dostojewski und Tolstoi. *Ohne Dogma* ist die kulturpsychologisch tiefgrabende und ernste Selbstschau eines Skeptikers fin de siècle, dessen Nervenkraft nur noch zum Genießen und Schauen, nicht mehr zum Wollen, Arbeiten und Handeln ausreicht, eines Zivilisationsdekadenten, der Hamletposen schauspielert, das Dogma einer festen Weltanschauung verwirft und so, ewig genießend und ewig unbefriedigt, tatlos durch das Leben flaniert oder vielmehr das Leben an sich vorbeirauschen lässt, das Unglück und den Tod eines geliebten Weibes verschuldet und schließlich sein Versäumnis dadurch

gut zu machen hofft, dass er ihr nachstirbt. « Zwei Wesen sind in mir vereint, » sagt er einmal: « der Schauspieler und der Zuschauer. » Die *Familie Polaniecki* gibt ein Bild der Warschauer Gesellschaft in ihren charakteristischen Vertretern; Polaniecki ist der Adelige, der vom Land in die Stadt gezogen, Kaufmann geworden ist, und es durch Großzügigkeit und Ehrlichkeit zu neuem Reichtum bringt. Ihm zur Seite stehen der eitle und überschuldete Gutsbesitzer, der gewissenlose und streberische Advokat, der bigotte Professor, der Dichter, der ästhetische Genüssling usw. Die Zeichnung dieser Typen ist die Hauptsache; die Handlung ist belanglos, der Konflikt von wenig Eigenart. Die Vergleichen mit den russischen und französischen Vorbildern zeigt nur die Größe der Distanz. Die Hand, die gewöhnt ist, Schwert und Speiß des großen heroischen Geschichtsromans zu schwingen, erweist sich zu muskulös, um den Haarpinsel zu führen zum feinen und minutiösen Seelengemälde komplizierter Menschen der modernen Großstadtzivilisation. Es ist alles zu grellfarbig, zu hartkantig und geradlinig. Es fehlt die Kunst der Nüancen, der halben Töne, der Ironie, der geistreichen Satire, kurz das Raffinement des Lichterspieles eines Flaubert, Dostojewski oder Fontane; es fehlt aber auch die leidenschaftlich religiöse Menschheitserneuerungsmission eines Tolstoi.

Gerade deswegen ist sein Stil der einfachen Größe aber wieder bewundernswert in der letzten Gruppe von Werken, in den Schilderungen polnischen Land- und Volkslebens. Hier haben stärkste Kindheitseindrücke sich in lauterste Dichtung umgesetzt, die schlichter und weniger anspruchsvoll, aber auch künstlerisch reiner wirkt als etwa ein Roman wie *Quo vadis?* Ergreifend ist die Erzählung *Ums Brot*: die Geschichte zweier polnischer Auswanderer, eines Vaters mit seiner Tochter, die ihr Gütchen verkauft haben, nun in der neuen Welt ihr Glück machen wollen und dabei, ohne Mittel, ohne Kenntnis der englischen Sprache, in rührender Hilflosigkeit drüben verkommen. *Janko der Musikant* stellt das trübselige Schicksal eines armen und verkrüppelten Tagelöhnerkindes dar, das eine einzige Freude und eine einzige Begabung hat: die Musik, und daran zugrunde geht, weil die Gutsherrschaft wohl die Künstler des schönen Italien unterstützt, aber das Talent im polnischen Dorfe nicht

achtet. Vor allem aber *Die schöne Hania* ist aus eigenen Erlebnissen des Dichters geschöpft, ein psychologisch ungemein feines und interessantes, auch an prachtvollen Naturschilderungen reiches Gemälde der Jugendliebe eines polnischen Gutsbesitzerssohnes.

Hania ist die Enkelin eines alten Dieners auf einem Gute. Ihr Großvater übergibt das 16jährige Kind sterbend der Obhut und Fürsorge des um etwa ein Jahr älteren Herrensohnes. Der jugendliche Vormund verwaltet sein Amt mit aller Sorgfalt, die sich allmählich in Liebe verwandelt. Aber in knabenhaftem Trotz verschließt er seine Gefühle. So kommt es, dass ein leichterer und gewandterer Nebenbuhler, sein Freund Mirza, über ihn den Sieg davonträgt und Hantias Gunst erwirbt. Sie lässt sich von ihm entführen. Es kommt zum Duell zwischen den beiden Jünglingen. Hania selber erkrankt infolge der Aufregung an den Blattern, verliert ihre Schönheit, und wird Krankenschwester.

So ist es immer und immer wieder polnisches Schicksal, das Gegenstand von Sienkiewicz' Darstellung ist. Er schildert die Heldenkämpfe der Geschichte; er begleitet polnische Auswanderer durch Amerikas Steppen; er warnt polnische Bauern, aus Leichtsinne oder Gewinnsucht ihr sicheres Gütlein in der Heimat preiszugeben und in das unsichere Traumland Amerika auszuwandern; er erzählt von der ruhlosen Verzweiflung und dem fressenden Heimweh des polnischen Verbannten; er deckt ernst und schonungslos die dekadente Lähmung der improductivité slave auf und schildert dagegen die produktiven Kräfte des modernen Polens; er malt mit einem Pinsel, der in die Glut der Liebe getaucht ist, die Schönheit polnischer Landschaft.

Nur *eine* Gruppe von Erzählungen gibt es, die jenseits dieser Polenschilderungen stehen: Die Novelle *Folgen wir ihm nach* und vor allem *Quo vadis?* gehört dazu. Beide, gegen den Schluss des Jahrhunderts entstanden, verherrlichen den sieghaften Durchbruch des christlichen Heilsgedankens im Leben von Menschen des römischen Altertums. In der Novelle *Folgen wir ihm nach* erfährt Antea, die Gattin des vornehmen Römers Cinna, die von schwerer Krankheit heimgesucht ist, aus dem Munde des zur Richtstätte geführten Christus selber die Heilsbotschaft; in *Quo vadis?* siegt in der Entartung des neronianischen Rom und den

Gräueln der ersten Christenverfolgung die Heilsbotschaft in dem Herzen eines römischen Großen, der abseits von dem untergehenden Rom, in Sizilien, mit seinem christlichen Weibe ein neues Leben und ein neues Geschlecht gründet.

Wie kommt Sienkiewicz dazu, solche antike Erzählungen zu schreiben?

Auch sie sind Schöpfungen der *Polonia militans*, wenn auch maskierte. Man könnte sagen: seine großen Romane aus der polnischen Geschichte mit ihrem Schlachtenlärm und ihren politischen Aktionen seien literarische Nachfahren der heldisch-romantischen Revolutionen der Mitte des Jahrhunderts. Jetzt hat sich Sienkiewicz' Vaterlandsliebe vergeistigt. Zeitgenosse eines überbordenden Naturalismus und einer Darstellungskunst, die ohne Rücksicht auf die Seele des Genießenden nur in der restlosen Wiedergabe des Sinneneindrucks zu brillieren sucht und dafür ihre Werkzeuge schärft, bekennt er sich in Werk und Wort zu einer durch und durch ethischen Auffassung der Dichtung.

« . . . Das Gift, » sagt er in seinen *Briefen über Zola*, « sickert durch und zerstört die Unverdorbenheit der Seele, die sittliche Empfänglichkeit und den Sinn zur Unterscheidung von Gut und Böse. Betäubte brauchen frische Luft, von Zweifel Gequälte Hoffnung und von Unruhe Geplagte — Ruhe; deshalb haben diejenigen recht, welche sich dorthin wenden, wo sie Ruhe und Hoffnung finden, wo man ihnen Seelenheil verheißt und wie dem Gichtbrüchigen sagt: Nimm dein Bett und wandle.

So kann's nicht weiter gehen. Auf dem nun fruchtbar gewordenen Boden gedeiht nur Unkraut. Das Buch soll die Lebensfreude steigern und nicht untergraben, das Leben veredeln und nicht besudeln, soll frohe Botschaft bringen! »

Diese sittlich-religiöse Tendenz beseelt nun auch das Schaffen des Patrioten. Er weiß, dass alles Leben von innen wächst und dass es der Geist ist, der letzten Endes den Sieg auch über die größten äußern Mächte davon trägt. Das Wort des Märtyrers von Golgatha hat die Welt überwunden. So kleidet sich auch Sienkiewicz' Bekenntnis zum Christentum in die Farben Polens, und der Siegeszug des christlichen Geistes wird ihm zum prophetischen Symbol vaterländischer Hoffnung, zur leuchtenden

Standarte, die er seinen in Ohnmacht, Verbannung und Unterdrückung schmachtenden Heimatgenossen vorhält.

Unsere schweizerische Natur, unser schweizerisches Wesen, unsere schweizerische Literatur stehen in denkbar größtem Gegensatz zu polnischer Landschaft, polnischem Wesen, polnischer Literatur. Unser Land, ob auch von Heimsuchungen durch mächtigere Nachbarn nicht verschont, hat doch niemals diese Schwere der Entrechtung zu erleiden gehabt, die Polen länger als ein Jahrhundert niederdrückte. Aber was den polnischen Dichter Henryk Sienkiewicz uns nahebringt, das ist dieselbe glühende Liebe für Heimat und Freiheit.

Es ist eine schöne Fügung, dass dieser Mann, der sein Leben lang für die Unabhängigkeit seiner Heimat geglüht und gekämpft hat, mitten in den Stürmen des Weltkrieges seine Ruhe gefunden hat in der prachtvollen und freien Landschaft des Genfersees, die einer der leidenschaftlichsten Herolde modernen Freiheitsgefühls, Rousseau, einst verherrlichte.

Wenn heute nach acht Jahren die sterblichen Reste von Henryk Sienkiewicz nach seiner Heimat zurückgeführt werden, so grüßen wir Schweizer ihn abschiednehmend als einen jener tapfern Polen, die, wie jener Leuchtturmwächter, in leidvoller Zeit ein ruheloser Wanderdrang in alle Welt trieb, die aber auf dem Altar ihres Herzens das heilige Feuer einer unerschöpflichen Vaterlandsliebe stark und lauter unterhalten haben.

EMIL ERMATINGER